

(Nachdruck verboten.)

16]

Joseph Coney.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.

„Ich habe meiner Königin und meinem Vaterland fünfzehn Jahr lang gebient,“ sagte er, „und das habe ich nun damit erreicht! Die Augen sind um mein Haupt gepfliffen, ich habe öfters das Fieber gehabt, in Egypten bin ich beinahe vor Durst umgekommen, und jetzt kann ich nirgends Beschäftigung finden, nicht einmal als Dock-Arbeiter. Zum Teufel mit meinem Zeugnis.“

Und dabei zog er das Zeugnis seines Obersten aus der Tasche, zerriß es in kleine Stücke, nahm diese in den Mund, wie sie wieder aus und trat mit den Füßen darauf.

„Trink eins mit!“ forderte ihn Jos auf.

Der alte Soldat schüttelte den Kopf. Dann sah er Jos wohl eine Minute lang an und sagte leise vor sich hin, als ob er zu sich selber spräche: „Der Saff wird diesen armen Teufel noch ganz zu Grunde richten.“ Dann entfernte er sich und warf die Thüre hinter sich zu.

Jos blieb den ganzen Tag über in der „Destille“ und vertrieb sich die Zeit mit Trinken und Rauchen. Ein paar mal ging er an die Thore der Docks, aber es kam niemand, der nach Arbeitern verlangte; er wurde nicht gebraucht. Er blieb daher in der Destille in der Nähe des Schanktisches auf einer kleinen Bank sitzen und ruinierte seinen Geist durch das viele Schnapstrinken.

Endlich wurde es auch bei den Dockarbeitern Feierabend, und das Lokal füllte sich rasch mit durstigen Arbeitern. Unter ihnen befand sich auch jener Mann, dessen Bekanntschaft Jos an dem Tage gemacht hatte, an welchem die Königin nach Whitechapel gekommen war, um den Volks-Palast einzuwöhnen.

„Geda,“ rief er Jos zu, als er seiner ansichtig wurde, „warum bist Du denn heute früh nicht gekommen?“

„Ich hab's verschlafen.“

Der Mann sah ihn scharf an, dann sekte er sich zu ihm auf die Bank und fragte ihn leise:

„Sag mal, hat Dein Vater vielleicht getrunken?“

„Was geht das Dich an?“ gab Jos zurück.

„Und wenn Dein Vater nicht, vielleicht dann Deine Mutter.“ fuhr der Mann mit scharfer Betonung fort, „denn ich hab' in meinem ganzen Leben noch niemals einen Kerl gesehen, der so stark trinkt wie Du, wenn er es nicht von seinem Vater geerbt hätte und es so schon in in seinem Blute gelegen hätte. Du „suppt“ ja förmlich den Schnaps.“

„Kümmere Dich lieber um Deine eigene Sachen“ erwiderte Jos ärgerlich.

„Komm' mit mir“ forderte ihn der Mann auf, der sich inzwischen erhoben hatte. „Meine Alte hat sich schon oft nach Dir erkundigt. Komm' mit, alter Junge, und sei kein Narr.“

Aber Jos hörte nicht auf ihn. Es war fast so, als ob er an der Destille fest gebunden gewesen wäre, und wie der Dockarbeiter sagte, er „suppte“ ja förmlich den Schnaps. Und als es doch auch endlich für ihn Zeit wurde, das Lokal zu verlassen, da hatte er nichts mehr in seinen Taschen als eine Rückfahrkarte, und auch diese würde er gern in Schnaps umgesezt haben, wenn sich nur dafür ein Käufer gefunden hätte. Freilich hätte er dann in einem Graben, irgendwo zwischen Tidal Basin- und Fenchurch-Straße übernachtet müssen.

Es war schon spät, als er ins Asyl kam. Die meisten Gäste hatten schon ihre Betten aufgesucht, und auch der Hausvater war am Kamin eingekickt. Aber das „Eichläschen“ war noch munter und sorgte für sein Abendbrot. Erstelnd lehnte sich Jos zum Feuer und stützte sich mit dem Arm gegen die Wand. Er sah in die Flammen, die im Kamin loderten, und auch auf den Zinntopf, in dem das Eichläschen ihm aus Brotstücken mit Kartoffeln ein Abendbrot bereitete.

In dem Zwielicht, das die Flammen des Kamins warfen, hob sich das scharf geschnittene Gesicht des Hausvaters deutlich ab. Mit gefalteten Händen und ausgestreckten Beinen, den Rücken zurückgelehnt, saß er da. In einer Ecke, auf einem Haufen Lumpen, lag der „hungrige“ Mann, der diese Schlafstelle umsonst benutzen

durfte; auch die großen, dunklen Augen des Eichläschens wurden von den Flammen grell beleuchtet. Man konnte das Eichläschen wohl nicht mehr länger als Kind ansehen, und in diesen schwarzen Augen lag eine tiefe Leidenschaft, die ihr wohl eines Tages recht gefährlich werden konnte. Nach kam die Leidenschaft bei ihr nicht zum Ausdruck, wohl aber zärtliche Mutterliebe, wie sie wohl ein Kind zu ihrer liebsten Puppe oder ihrem Schößtchen haben mag, gab ihnen Wärme. Sie wandte sich Jos zu, und als sie sein Gesicht sah, bemächtigte sich ihrer bange Sorge. Man konnte leicht erkennen, daß er wieder getrunken hatte, und das Eichläschen war seinetwegen tieftraurig. Sie strich sich das kurze, dicke Haar, das ihr ins Gesicht fiel, zurück und stellte den Kopf mit der Suppe auf einen Tisch.

Jos folgte ihr.

Während er sein Abendbrot aß, stand sie schweigend an seiner Seite. Ihr Anzug ging ihr nicht weiter als bis an die Knie. Eine Schürze und ein kleines dreieckiges Tuch vervollständigten ihre Toilette. In ihrer ganzen Erscheinung lag etwas Fremdländisches; sie sah italienisch und nicht englisch aus.

„Wie geht's mit Deinem Knie?“ fragte sie Jos.

„Noch immer steif.“

„Sag mich sehen.“ Sie kniete auf den Fußboden und krepelte sorgfältig das Beinleid bis über das Knie hinauf. Das Taschentuch hatte tief in das Fleisch eingeschnitten. Sie konnte es jedoch nicht lockern und rannte rasch in die Küche. Als sie wieder zurück kam, war Jos mit seinem Abendbrot fertig und hatte sich mit dem Kopf auf den Tisch gelegt. Wiederum kniete sie nieder und stellte dabei ein Becken mit heißem Wasser neben sich.

Mit einer wunderbaren Geduld badete sie behulfsam das Knie. Jos ließ seine Hand auf ihren Kopf fallen, wobei sie ganz rot wurde. Wohl eine Sekunde lang sah sie ihn mit ihren großen dunklen Augen an, dann zog sie leise seine Hand weg und fuhr in ihrer Arbeit fort.

„Ich will Dir schlafen gehen helfen,“ sagte sie, nachdem sie sein Bein wieder mit einem Stückchen Leinwand verbunden hatte.

Sich mit seinem ganzen Gewicht auf ihre Schultern stützend, stieg Jos die Treppe hinauf. Oben in seiner Dachkammer angekommen, sagte er ihr gute Nacht und warf sich dann auf das Bett. Er war zu müde, um sich erst auszu- kleiden, und vom Trunke zu benommen, um noch zu wissen, ob er sich in- oder außerhalb des Bettes befand. Er hatte nicht so viel Geld mehr, um am folgenden Morgen nach den Tabakdocks fahren zu können, und dachte daher bei sich, daß es besser wäre, in St. Kitts oder in den London Docks Arbeit zu suchen, als den weiten Weg bis Tidal Basin zu machen; außerdem wollte er auch seine Kameraden in den Victoria Docks nicht gern wissen lassen, daß er kein Geld mehr habe und er hielt es daher für richtiger, wiederum unter ganz Fremden anzufangen. Er ging nach den Victoria Docks, und als hier die Glocke läutete, zum Zeichen, daß das „Anstellen“ der Leute jetzt beginnen sollte, war der Ansturm der Tausende, die Beschäftigung suchten, so stark, daß Jos fast hochgehoben wurde. Von dem andrängenden Menschenstrom wurde er mit fortgezogen und in einen breiten Hof geschleppt, in dem ein Unternehmer Leute annahm und ein Inspektor über die Interessen der Gesellschaft wachte.

Für Jos boten sich an diesem Morgen keine Aussichten. Ein Ostwind strich herauf, und es lagen daher nur wenig Schiffe im Hafen. Ein andermal konnte er vielleicht eher Arbeit finden, aber auch das war nicht wahrscheinlich. Denn unter einer großen Menge von Bummelern, Eckenstehern und Dieben war er ganz auf sich allein angewiesen; er hatte keinen Freund, der ihm helfen konnte. Auch zeigte sein Gesicht bereits jenes aufgedunsene Aussehen, das auf Unmäßigkeit schließen läßt, und die Kleider hingen in Fetzen um seine kraftlosen Glieder. Es schien nicht mehr der Mühe wert, ihn in Arbeit zu nehmen, und die Aufseher gingen regelmäßig an ihm vorbei, ohne ihm eine Arbeitskarte zu geben. Als nun endlich die Glocke zu läuten aufhörte, wanderten die Beschäftigungslosen nach anderen Stellen, an denen Arbeiter während des Tages angenommen wurden. Jos ging an das

fünfte Thor. Hier stand er den ganzen Vormittag und sah, wie die Leute auf das Staket kletterten, wenn ein Unternehmer des Weges kam, um die Arbeitskarten, die dieser durch das Gitter reichte, rascher greifen zu können. Es wurde ihm klar, daß Arbeit hier nur durch körperliche Kraft erlangt werden könne, und daß, so lange sein Bein nicht wieder ganz gesund sei, er hierzu keine Aussicht habe. Da seine Taschen vollständig leer waren, ging er in das Asyl und vertrieb sich den Rest des Tages damit, daß er mit ein paar anderen Gästen, die ihm einige halbe Pence geborgt hatten, „Mann oder Frau“ spielte.

XIII.

Wochen und Monate waren vergangen.

Bisweilen glückte es Jos, daß er in den London Docks oder in St. Kitts Arbeit fand, aber es war immer nur ein Zufall, wenn er ein paar Schillinge verdiente, und wie alles Ungewisse, war dieser Verdienst für Jos auch von demoralisierender Wirkung. Einmal holte er seinen Anzug aus dem Leihhause und er nahm sich vor, seine schöne Methodistenbraut zu besuchen. Aber ehe er noch ihre Wohnung erreicht hatte, kehrte er wieder um. Er fürchtete sich, Mrs. Elwin entgegen zu treten, und er hatte Angst, daß Polly ihn wiederum fragen würde:

„Jos, hast Du noch keine Arbeit gefunden?“

Er hatte seinen Schatz nicht vergessen, aber der Gedanke an Polly rief in ihm schmerzliche Erinnerungen wach, und daher besaßte er sich nicht gern mit ihr, obwohl gerade die Erinnerung an sie ihn vor noch tieferem Sinken abhielt.

„Sie hatten sie nicht lange draußen, mein Herr“, sagte am nächsten Tage die alte Inhaberin des Pfandladens zu ihm, als er die Kleider wieder zurückbrachte.

Auf einmal sahen ihm die Erkenntnis zu kommen, daß er seinen Anzug doch nicht mehr brauchen würde; er nahm ihn der Frau wieder weg und ging damit nach Houndsditch, wo er ihn auf dem „Alten Kleidermarkte“ verkaufte. Das Geld, das er dafür erhalten hatte, brannte ihm in der Tasche, und er konnte es nicht rasch genug los werden. Er forderte daher das Tischkäschen auf, ihn des Abends in ein Konzert zu begleiten.

Sie hatten Plätze im Parterre, und das Tischkäschen war so aufgeregt, daß sie sich bis zur Bühne vordrängte. Die Arme auf die Rampe gestützt, schien sie die Musik förmlich in sich aufzusaugen. Mit ihren großen brennenden Augen folgte sie jeder Bewegung der Tänzerinnen; jeden Refrain sang sie mit, und mit Händen und Füßen schlug sie den Takt zur Musik. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Hasenmut.

Meister Lampe hat jetzt, nachdem die gefahrlosen Tage der Schonung verfloßen sind, wieder vollauf Gelegenheit, glänzende Proben seiner Schnellfähigkeit abzulegen. Wo er nur einen Menschen, sei es mit, sei es ohne Feuerrohr, zu Gesicht bekommt, läuft er, was das Zeug hält, und scheint damit aufs neue das allgemeine Urteil zu bestätigen, daß er ein ausgemachter Feigling ist. Die Worte „Hasenfuß“, „Hasenherz“, „Hasenpanier“ drücken dies genugsam aus. In Wirklichkeit aber ist er besser als sein Ruf, denn wenn er auch die goldene Regel befolgt: Weit davon, ist gut vorm Schuß — so giebt es doch Beispiele dafür, daß auch er des Mutes nicht völlig bar ist.

Selbst dem Jagdhunde, seinem grimmigsten Feinde unter den Tieren, wagt der Hase zuweilen Widerstand zu leisten, wenn er in die Enge getrieben ist. So berichtet ein Waidmann in einer österröichischen Jagdzeitung, wie er es mit ansah, daß ein junger Hühnerhund einen angeschossenen Hasen verfolgte, ihn beim Einholen nicht ersahnte, sondern verbellte. Der Hase mochte merken, daß es dem Hund an Rut fehlte, sprang auf ihn zu, schlug ihn mit den Vorderläufen ins Gesicht und trieb ihn in die Flucht, so daß dieser, den Schwanz zwischen die Läufe geklemmt, bei dem Jäger anlangte und nicht zu bewegen war, den Hasen ferner zu verfolgen. Daß der Fall nicht ganz vereinzelt dasteht, beweist die Beobachtung eines anderen Jägers. „Auch ich sah“, berichtet dieser, „wie ein lauffrant geschossener Hase sich dem Hunde, der ihn fassen und apportieren wollte, Männchen machend entgegenstellte und auf den Hund losging, um ihn mit den Vorderläufen zu schlagen. Der Hund, weichen Temperaments, sah den mutigen Hasen erstant an, ließ ihn sitzen und machte kehrt.“

Erkennt ein alter, erfahrener Hase, daß ihm ein Hund nicht zu schaden vermag, so wird er geradezu dreist. Die Kettenhunde der Bauerngehöfte halten im Winter Meister Lampe durchaus nicht ab, in den Garten zu dringen und sich an den Kohlständen in aller Gemütsruhe gütlich zu thun. So war Lenz mehrfach Zeuge davon, daß Hasen so nahe an den angefesselten Hunden vorbeischnülpfen, daß ihnen der Schaum der erboften Tiere auf den Pelz spritzte. Ja, förmlich auf dem Kopf tanzt der Hase dem Hunde herum, sobald er

erst an seine Gesellschaft gewöhnt ist. Der Revierförster Fuchs zu Wildenberg in Unterfranken besaß einen ausgewachsenen Hasen, der mit einem scharfen, jungen Hunde die Lagerstätte teilte und sich die Zuneigung desselben in dem Grade erworben hatte, daß dieser ihm durch Beleden seine Freundschaft bezeugte, wogegen der Hase ihn und andere Hunde durch Trommeln mit den Vorderläufen auf Kopf und Rücken oftmals sehr unanft behandelte.

Durchweg aber stammt der Mut in den Herzen der männlichen Hasenwelt auf, wenn sich die heißen Gefühle der Wimme regen und es gilt, eine liebende Häsün zu erobern. Man kann es dann häufig beobachten, wie zwei, drei und mehr Hasenjünglinge zusammenfahren, sich wieder entfernen, Kegelel und Männchen machen, wieder auf einander losrennen und sich mit so kräftigen Ohrfeigen bedienen, daß die Wolle weit umherfliegt. Hasen, denen bei diesen Wettkämpfen die Augen blind geschlagen werden, sind keine Seltenheit.

Man weiß von der Mutterliebe der Frau Häsün nicht allzu viel Lobenswerthes zu erzählen, und doch ist auch sie mitunter der Aufopferung fähig. „Vor einiger Zeit“, berichtet ein Jäger in einem deutschen Fachblatt, „bei Begehung meines Reviers sah ich in einem Gerstenfelde zwei Rebellkrähen, die fortwährend in einer Richtung herabstiegen. Als ich mich etwas näher geschlichen hatte, sah ich, daß eine Häsün die beiden Krähen beständig verfolgte, offenbar hatte sie ihre Jungen dort. Sobald sich eine der beiden Krähen in der Nähe niederließ, kam sofort die Häsün in Eile auf die Krähe los, bis und sprang nach ihr, bis sie weiter flog, und flugs ging es dann gegen die zweite Krähe los. Dieses Schauspiel währte eine kleine Weile fort; bei eben einem solchen Rencontre kam mir die eine Krähe auf Schußweite und sofort streckte ich sie nieder. Merkwürdigerweise aber ignorierte sowohl der Hase als auch die andere Krähe den Schuß; die letztere stieß wiederholt in der bezeichneten Richtung aufs Feld herab. Mag indessen der Hase in mir willkommenen Succurs erblickt haben oder geriet er in Wut, denn tatsächlich ergriff er nun die Offensive und die Krähe wurde derart verfolgt, daß sie es vorzog, das Weiße zu suchen.“ Ein weiteres Beispiel von Opfermut teilt v. Thüngen mit. Beim Mähen eines Gerstenfeldes in der Nähe von Arnstadt fanden die Schnitter beim Niederlegen eines Schwadens ein ganz junges Häschen. Einer der Arbeiter fauerte auf die Erde und ersahnte das Tierchen bei den Löffeln. Da fuhr aus der noch ungemähnten Gerste die Häsün und sprang und warf sich wiederholt an den Mann, aufscheinend, um ihn zu veranlassen, das Junge frei zu geben. Der Besitzer des Feldes rief dem Arbeiter zu, das Junge loszulassen, und kaum war dies geschehen, als die Häsün ebenso schnell zurücksprang, das Kleine mit den Zähnen im Nacken packte und in rasender Eile davonschob.

Sogar den Wellen vertraut sich der Hase an, und zwar nicht bloß, wenn ihm die Hunde auf den Fersen folgen. Den Hasen als kühnen Schwimmer zu beobachten, hatte Professor Quistorp wiederholt Gelegenheit. „Das Jagdrevier“, welches ich am meisten besuche“, schreibt derselbe, „wird von einem 30—40 Fuß breiten Flusse durchschnitten. Auf der einen Seite desselben erstreckt sich bald in nächster Nähe desselben, bald etwas weiter von ihm entfernt, ein Wald; auf beiden Seiten des Flusses befinden sich außerdem teils Wiesen, teils Felder. Daß nun Hasen, welche auf der einen Seite des Flusses von den Feldarbeitern aufgezagt werden, sofort auf denselben zuweilen, ihn durchschwimmen und in den Wald hineinwechseln, ist eine ganz alltägliche Erscheinung, sowohl im Sommer als im Herbst und Winter. Aber ich habe es namentlich noch in diesem Winter zu wiederholten Malen beobachtet, daß Hasen des Nachts, nur um auf der anderen Seite des Flusses zu sein, diesen durchschwammen und zwar in derselben Nacht zweimal, hin und zurück, um den Tag über im Schutze des Waldes zu sitzen. Und dies geschah nicht bei gelindem Wetter, sondern bei recht heftiger Kälte und schneebedecktem Erdboden. Der Schnee machte es eben auch möglich, den Hasen nachzuspüren und zu fassen, wie sie stets aus dem Walde direkt auf den Fluß zugewechselt, eine kurze Strecke an der Seite desselben entlang gewandert waren und dann denselben ohne Scheu vor dem eiskalten Wasser durchschwommen hatten. Gegen Morgen waren sie stets in den Wald zurückgekehrt. Mangel an Nahrung trieb diese Hasen niemals durch das Wasser, denn es befand sich auf beiden Seiten desselben die schönste Wintersaat.“

Theo Seelmann.

Kleines Feuilleton.

gk. Zeitungen für Ire, die von solchen geschrieben und herausgegeben und andererseits auch gelesen werden, giebt es heute schon eine ganze Anzahl. In einigen Fällen werden nur die Korrekturbogen der Zeitschriften von dem Oberarzt der Anstalt flüchtig angesehen, bevor sie gedruckt werden, aber die Insassen selbst schreiben, drucken und veröffentlichen sie. Amerika hat die ersten beiden Journale dieser Art hervorgebracht; in Schottland wurde die erste Zeitung für Wahnsinnige begründet, die ein höheres Alter erreicht hat. Der 3. Dezember 1841 ist der Geburtstag dieser eigenartigen Form des Journalismus; an diesem Tage erschien die erste Nummer des „New Moon“ im Erection Royal Asylum in Dumfries. Seit jener Zeit sind in derselben Art die folgenden Zeitungen erschienen: „Morning-side Mirror“ in der Edinburgher Anstalt, „Erektion“ in Perth, „Fort England Mirror“ in Grahamstown, Südafrika, „Murthly Magazine“ in Perth, „Under the Dome“ in London und „Conglomerate“, die dem Middletown-Asyl in New York gehört. In gewisser Beziehung erreichen diese Blätter das

journalistische Ideal: da sie von den Lesern zu ihrem eigenen Vergnügen geschrieben werden, treffen sie natürlich des Geschmacks des Publikums ausgezeichnet. Vier Nummern des Lesestoffes machen Reisebeschreibungen und schwierigere Prosa-Artikel theoretischer Natur aus. Der Rest des Inhalts verteilt sich auf die einzelnen Rubriken: Humoristisches, Lokales, Poesien leichteren Genres, besondere Artikel über Theateraufführungen und Erdrüttetes. Was bei diesen Zeitungen am meisten auffällt, ist, daß sie fast frei sind von düsternen und melancholischen Themen. Der Arzt einer der bedeutendsten Irrenanstalten versichert, daß dies nicht etwa darin seinen Grund hat, daß solche Beiträge nicht aufgenommen werden dürfen. Nur hin und wieder kommen Gedichte oder Erzählungen vor, die von Melancholie oder krankhaftem Wahnsinn zeugen. In einer dieser Zeitschriften erschien eine Geschichte, in der ersten Person geschrieben, deren Held — zweifellos der Schreiber selbst — einen umgedrehten Kopf hatte. Natürlich mußte er infolge dessen immer nach der entgegengesetzten Richtung gehen. Dieses schreckliche Schicksal verfolgt ihn durch die ganze Geschichte, er verliert seine Freunde, sein Geld, kurz alles, was einem Menschen wünschenswert erscheint; und es endet damit, daß er in Gedanken den Tod des Mädchens verschuldet, das ihn vor sich selbst retten konnte. Die Heldin der Geschichte stand am Rande eines Abgrundes, er stand neben ihr; plötzlich wird sie schwindlig und schwankt. Der Held stürzt vorwärts, um sie zu retten und rennt natürlich nach der entgegengesetzten Seite. Hier bricht die Erzählung ab und endet mit folgendem Satz: Die Thore einer Anstalt für geistig Gestörte schlossen den Schreiber von seinen Freunden und der Außenwelt ab. ... Sehen wir von derartigen Tragödien ab, so sind die Zeitschriften fast immer von Humor erfüllt. In einer findet man unter der Rubrik „Fragelasten“ folgendes: Wann wird die „Königin von Saba“ die königliche Stellung des „Prinzen von Wales“ anerkennen? — Hat „Marie Corelli“ den Doktor wirklich an der Nase gepupst? — Warum hat „Nanji“, „W. G.“ den Ball an den Kopf geworfen? Zur Erklärung muß hinzugefügt werden, daß die hier citierten Persönlichkeiten nicht etwa die unter diesem Namen bekannten sind. Es sind vielmehr solche, die an Größenwahn leiden und sich diese Titel beilegen und eben aus diesem Grunde in die Anstalten gebracht sind. Ein Schreiber im „Fort England Mirror“ erzählt, warum er in eine Anstalt gekommen ist: „Ich lernte eine junge Witwe mit einer erwachsenen Stieftochter kennen und heiratete die erstere. Dann heiratete mein Vater, der auch verwitwet war, meine Stieftochter. Dadurch wurde meine Frau die Schwiegermutter ihres Schwiegervaters, meine Stieftochter wurde meine Mutter und mein Vater mein Stiefsohn. Dann bekam meine Frau die Schwiegermutter ihres Schwiegervaters, meine Stieftochter wurde meine Mutter und mein Vater mein Stiefsohn. Dann bekam meine Frau einen Sohn. Meine Schwiegermutter, die Stiefschwester meines Sohnes, ist also seine Großmutter, weil er das Kind ihres Stiefsohnes ist. Mein Vater ist der Schwager meines Kindes, denn seine Stiefschwester ist seine Frau. Ich bin der Bruder meines eignen Sohnes, der auch das Kind meiner Stiefgroßmutter ist. Ich bin meiner Mutter — Schwager, meine Frau ist die Taute ihres eignen Kindes, mein Sohn ist meines Vaters Nefte und — ich bin mein eigener Großvater. ... Und nachdem ich diese Verwandtschaftsgrade in unserer Familie siebenmal täglich unseren Fremden auseinandergesetzt hatte, war ich nach vierzehn Tagen so weit, daß ich aus eigenem Antrieb hierherkam. Ein anderer erklärt, daß er vor seiner Schwiegermutter nicht Ruhe fand und deshalb hierher geflüchtet sei; er wolle die Ärzte so lange als möglich täuschen. Wieder ein anderer macht ansinnlich, daß es immer das Schicksal wirklich bedeutender Menschen gewesen ist, von ihren Zeitgenossen verkannt oder schlecht behandelt zu werden, und darum wäre er nun in der Anstalt. „Die Dickköpfe und beschränkten Leute sind eifersüchtig darauf, daß ich zuerst entdeckte, daß wir ewig leben könnten, wenn wir statt auf den Füßen auf den Köpfen gehen würden.“ —

Theater.

oo. Schillertheater. Man mag über Sudermanns „Thre“ schelten, soviel man will, wirham bleibt dies Schauspiel. Es ist ja vollkommen richtig, was die Leute über das farlastige Gerassel des Grafen Traut und über das ebenso volltönende wie erbärmliche Pathos des Helden Robert Heimide zu sagen wissen. Und dennoch bleibt es ein Unrecht, diese Gestalten und die bekannten Typen aus Vorderhaus und Hinterhaus mit Kogebines Schemen auf eine Stufe zu stellen. Sudermann hat immerhin, wenn auch mehr als Theatraliker denn als Dichter, ins volle Menschenleben hineingegriffen und Uebel bloßgelegt, um die sich die Theaterleute bis dahin ängstlich herumdrückten. Und das ist auf jeden Fall ein Verdienst. Trotz seines zehnjährigen Alters wühlte das Stück denn auch bei der vorgelegten Aufführung im Schillertheater in voller Frische, und eine gute Darstellung half auch an dieser Stätte den Erfolg vervollständigen. Vor allem kam die Stimmung des Hinterhauses vortrefflich zum Ausdruck. Herr Eichen und Frau Berner als Ehepaar Heimide, sowie Frau Crete Meyer und Herr Schmaier als Tochter und Schwiegersohn verdienten sich Anerkennung, weil sie bei aller Derbheit in der Darstellung sich hüteten, allzu dick aufzutragen. Ein bisshen farblos war die Alma von Fräulein Augusthamer dargestellt. Herr Wach spielte den schmerzbelegten Robert möglichst glaubwürdig und ebenso wußte Herr Patry die Figur

des Grafen Traut mit Geschmack zu verkörpern. Sehr sympathisch gab Fräulein Wulf die aus der Art geschlagene Tochter des Kommerzienrats, während dieser in Herrn Pattegg einen tüchtigen Darsteller fand. —

Musik.

Als das Central-Theater mit der französischen Operette „Die Puppe“ einen schönen und dauernden, wenngleich nicht eben weitergreifenden Erfolg hatte, konnten wir uns freuen, daß auf diesem Gebiet wieder einmal ein musikalisch dramatischer Fortschritt zu verzeichnen war. Als dann das Metropol-Theater mit einem „Berliner Baudeville“, dem „Witben Meier“, eine neue, lokal begründete Variation des halb musikalisch dramatischen Spiels einzuführen versuchte, mit nicht eben gründlichem Erfolg, mußten wir bedauern, daß der fruchtbarere neue Boden nicht entsprechend verwertet worden war. Als endlich dasselbe Theater einen ähnlichen Boden besser verwertete, als es mit seiner heute noch erfolgreichen „heiteren Revue“, „Berlin lacht“ einen Griff ins Natürliche that: da konnten wir uns freuen, an dieser Stelle einen Erfolg für die anderswo so schwer zu überwindende Künstlichkeit zu finden, auch wenn es hier wiederum genug Rücksälle ins Konventionelle gab, durften jedoch mit der Frage schließen: „Was aber nanu?“

Und als das alte „Alexanderplatz-Theater“, dessen Bedeutung die Pflege einer lokalen Unterhaltungskunst war, sich in ein „Victoria-Theater“ umwandelte und sich am 11. d. M. mit neuem Aufraffen dem Publikum vorstellte, da hofften wir, auf jene Frage eine erfreuliche Antwort und zu den bisherigen Versuchen einer urwüchsigen musikalischen Dramatik die richtige Fortsetzung zu finden. Allein schon die Wahl eines französischen Baudevilles, auf dessen Pariser Erfolg hingewiesen ward, zerstörte diese Hoffnungen. Das Stück der Herren Hennequin und Mars, übersetzt von Volten-Väders, heißt „Die weiße Henne“ (wozu in gewohnter und für unsere Auslandsjudt kennzeichnender Weise die französischen Worte „La poule blanche“ eingeklammert werden), könnte aber ebenso gut tausend andere Titel haben. Pariser Hochzeitsreisende kommen nach Storkila und werden dort in tolle Verwickelungen hineingezogen, die sich aus einer alten Blutrache-Angelegenheit ergeben. Die Textmache ist von der bekanteten Art solcher Stücke und weder allzu unvernünftig, noch allzu vernünftig, jedenfalls lustig genug, daß der eifrige Direktor auf einen äußeren Erfolg rechnen kann.

Die Musik ist von Victor Rogier; sie bringt nicht eben einen neuen Schritt vorwärts und bietet nicht gerade viel. Immerhin zeigte im ersten Akt ein Terzett eine ganz hübsche Geschicklichkeit der bühnenmusikalischen Mache, und im zweiten Akt hat ein Couplet „eingeschlagen“. Die alte Singspiel- und Baudeville-Art des Hineinstückelns der musikalischen „Piecen“ in den Text, über die uns jene eingangs erwähnten Werke wenigstens einigermaßen hinauszuführen vermag, ist hier unangenehm geblieben.

Die Aufführung war bezüglich Regie und Hauptrolle zunächst getragen von Reinhold Wellhoff, dessen Sprach- und Bewegungsgewandtheit wieder aufs anständigste wirkte, und dessen Regiekunst sich in dem flotten, vielleicht manchmal gar zu flotten Zusammenpiel, in welchem wohl jedes an seinem richtigen Platz war, bewährte. Unter den übrigen ragte Käthe Meyer durch ihren schönen Gesang um so mehr hervor, als sonst die gesangliche Seite der Aufführung manche Geduld des Hörers verlangte. Aber auch Georg Braun und Leonora Wójc sind als Ausnahmen davon zu nennen, diese auch noch als treffliche Darstellerin ihrer allerdings sehr dankbaren Rolle.

Die Premiere fand mit dem verschiedentlichen, in einem solchen Fall anzubietenden Drum und Dran statt: mit Blumenpenden für Publikum und Darsteller, mit einem Festmarsch, mit einem von Direktor E. Emmerich eindrucksvoll gesprochenen Prolog und mit den durch den Weiskallerfolg gerechtfertigten Bedankungen, an denen auch Kapellmeister F. Lehner und noch zwei Herren — wohl der Komponist und der Uebersetzer — teilnahmen.

An der Neueinrichtung des Hauses war viel gearbeitet worden; fehlt nur noch die Sorge für ein leichteres Circulieren des Publikums an den Eingängen und Garderoben. Die Berliner Vergnügungsräume sind von der Baupolizei unabhängiger, als es anderswo der Fall ist; um so — sagen wir fortschrittlicher wäre es, wenn die Internermer ungezwungen das Ihrige thäten. —

Geschichtliches.

— Ueber die Frage, wann die Slaven nach Norddeutschland eingewandert sind, hielt der schwedische Forscher Montelius auf dem Anthropologen-Kongress einen Vortrag. Wie wir einem Bericht der „M. A. Z.“ entnehmen, suchte er aus den Gräbern die Urgegeschichte Nord-Europas zu ermitteln und zu zeigen, daß seit dem Anfange der jüngeren Steinzeit in Scandinavien und in Norddeutschland dasselbe Volk gelebt habe, was für die Bronzezeit und auch noch bis zur jüngeren Eisenzeit der Fall ist. Die Ostsee ist keine Scheide der Völker, vielmehr wirkt sie völkerverbindend. Diese Kunde, durch die eine solche Uebereinstimmung der Bewohner der Nord- und Südlüste der Ostsee ethnisch begründet wird, hören nun plötzlich auf um das Jahr 800 nach unserer Zeitrechnung; denn nun beginnt nach Montelius in Norddeutschland die slavische Zeit, die keine Uebereinstimmung der Gräbner zwischen Scandinavien und Norddeutschland mehr aufweist. Das geht bis zum Ende des 4. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Man muß also die Auswanderung der

ez.

Germanen aus Norddeutschland, aus Pommern, Mecklenburg, Holstein, den Marken zwischen dem Jahre 300 und dem Jahre 400 nach Christi ansetzen. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts kommen dann die Germanen in die Rheingegend und im Jahre 250 werden die Römer am Main zurückgedrängt, ein Ereignis, das mit dieser Wanderbewegung in Zusammenhang steht. Das 5. und 6. Jahrhundert stellt dann eine sehr niedrige Kultur in Norddeutschland dar. Man hat dann die Einwanderung der Wenden in diese Gebiete also vom Beginn des 3. bis zum Ende des 4. Jahrhunderts anzusetzen. In den heutigen russischen Ostseeprovinzen sind die Germanen im 5. und 6. Jahrhundert noch nicht verschwunden. Doch ist die Auswanderung der Germanen aus Norddeutschland für das Verhältnis von Skandinavien und Deutschland auf Jahrhunderte hinaus entscheidend gewesen. In Holstein, Mecklenburg, Pommern sind die heutigen Bewohner zum großen Teil die Nachkommen germanisierter Slaven. —

Aus dem Tierreiche.

10. Der Eidechsen Schwanz als Luftpumpe. In den Tropen wohnt eine Eidechsenart Lygodactylus, bei der der bekannte Reptilienforscher Linné kürzlich an Exemplaren, die nach dem Berliner Museum gelangt waren, eine merkwürdige körperliche Eigenschaft entdeckt hat. Bei näherer Beschäftigung zeigte nämlich der Schwanz eine eigentümliche Spitze, die so sehr den Fingern und Zehen desselben Tieres gleich, daß der Forscher schon glaubte, es hätte sich etwa, nachdem der Eidechse gelegentlich der Schwanz abgebrochen wäre, an dem Stumpf statt einer neuen Schwanzspitze ein Finger gebildet; solche Mißgestalten kommen infolge von Verstümmelungen gelegentlich wohl vor. Eine eingehendere Untersuchung aber bewies, daß der Schwanz durchaus seine normale Gestalt bewahrt hatte. Die Eidechse macht von ihrem Schwanz nämlich einen ganz außerordentlichen Gebrauch, wie er im Tierreiche sonst vielleicht nirgend zu finden ist, indem sie ihn als Saugapparat benutzt, um sich damit beim Klettern auf glatten und steilen Flächen festzuhalten. Dabei wirkt die Schwanzspitze wie eine Luftpumpe. Es befestigt sich auf ihr eine Platte, die in doppelter Reihe mit kleinen Lappchen besetzt ist. Das Tier weicht nun die Luft aus der Schwanzspitze in einer Weise auszusaugen, daß der Luftdruck von außen her die ganze Endplatte des Schwanzes fest an die Fläche anpreßt, an der sich das Tier festhalten will. Wenn die Eidechse an einer steilen Fläche in die Höhe klettern will, so wird ihr der Schwanz freilich wenig nützen, da sie ihn eigentlich nur als Stütze, gleichsam als Bergstod, benutzen kann, während dann die Finger und Zehen allein, die ebenfalls mit kleinen Saugschneiben versehen sind, für den nötigen Halt sorgen müssen. Anders aber ist es bei der Abwärtsbewegung, ganz besonders auf sehr steilen und gleichzeitig gewölbten Flächen, wie sie gerade in den Nesten solcher Bäume gegeben sind, auf denen jene Eidechsen zu leben pflegen. Man stelle sich vor, daß die Eidechse um einen dicken Baumast, etwa von einer Banane oder von einer der großen Mandelaber-Euphorbien rundherum klettern wollte, so würde ihr der Schwanz dabei in hohem Grade hinderlich sein. Gelegentlich muß dann doch das Tier in die Lage kommen, mit dem Kopfe nach unten gerichtet zu sein, und somit würde der Schwanz nach außen herum klappen und das ganze Tier nach unten ziehen, wodurch es auf den überaus glatten Oberflächen der genannten Baumarten dauernd Gefahr liefe, herunter zu stürzen. Um sich nun auf dem glatten Boden vollkommen sicher zu fühlen, muß die Eidechse sich eben auch mit dem Schwanz festhalten können, und das gelingt ihr in sehr vollkommener Weise. Kein Halbaffe kann sich mit seinem langen Bidechschwanz fester an einen Baumast anhängen, als unsere Eidechse mit ihrem Saugschwanz, und gerade wie man die Kletteraffen gelegentlich nur an ihrem Schwanz von einem Baumast herabhängen und sich hin und her schwingen sieht, so kann die Eidechse vermöge ihres luftpumpenartigen Organs mit dem Kopfe nach unten frei an einem Baumast hängen und mit allen Extremitäten in der Luft schweben. Auf diese Weise kann sich die Eidechse, ohne zu springen, von einem Ast zum anderen hinüberarbeiten, indem sie sich an ihrem Schwanz aufhängt und so lange hin und her pendelt, bis sie den anderen Ast zu ergreifen vermag. Wie wichtig die Eigenart des Schwanzes für das Tier ist, geht auch daraus hervor, daß es sich sogar noch im Tode mit dem Schwanz irgendwo festzusaugen versucht, wie es wenigstens bei den im Berliner Museum verstorbene Reptilien beobachtet wurde. Solche Saugschwänge bei Eidechsen waren bisher niemals aufgefallen, jetzt aber sind sie bei allen Vertretern der Gattung Lygodactylus nachgewiesen worden. —

Meteorologisches.

t. Nochmals der blaue Sonnenstrahl. Es ist in letzter Zeit mehrfach von der Erscheinung die Rede gewesen, daß der erste und der letzte Sonnenstrahl des Tages eine deutliche blaue oder grüne Färbung besitzt. Besonders vom Roten Meere aus, über der Halbinsel Sinai, wurde unlängst ein solcher tiefblauer Sonnenstrahl beim Aufgang des Tagesgestirns beobachtet. Jetzt veröffentlicht die Londoner „Nature“ folgenden Brief des berühmten englischen Physikers Lord Kelvin, der ihr aus Aix-les-Bains unterm 27. August zuging: „Als ich heute morgen in einer Höhe von 1545 Meter über dem Meere auf dem Balkon meines Hotels stand, und nach dem 68 Kilometer entfernten Mont Blanc hinüberschaute, genoß ich eine herrliche Aussicht auf die Alpen der

Schweiz, Savoyen und der Dauphiné, die sich klar und scharf in der Morgendämmerung gegen den Himmel abzeichneten. Der Zustand der Atmosphäre versprach mir eine Gelegenheit, auf die ich schon seit fünf bis sechs Jahren gewartet habe, nämlich den ersten plötzlich erscheinenden Sonnenstrahl durch eine sehr klare Luft hindurch zu beobachten und festzustellen, ob er von merklich blauer Farbe wäre. Ich beschloß daher, noch eine Stunde bis zum Sonnenaufgang zu warten und wurde durch die Herrlichkeiten, die ich sah, reich belohnt. Da ich nur ungenügende Kenntnis von der Lage des Hotels mit Bezug auf die Himmelsrichtungen besaß, so konnte ich zunächst nicht wissen, wo die Sonne aufgehen würde, aber nach einer halben Stunde zeigte mir die Erscheinung rosigter Tinten zu beiden Seiten der Stelle stärksten Zwiellichtes, daß der Sonnenaufgang jedenfalls von meinem Standpunkte aus zu sehen sein würde. Etwas später erleuchtete sich die Luft in größeren Höhen durch einen fast über meinem Haupte stehenden Halbmond von Licht, der allmählich verbläute gegen den Strom von Sonnenlicht, der hinter den Bergen aufwärts strahlte. Noch etwas später vereinigten sich die Strahlen mehr und mehr gegen einen Punkt tief unter dem Gipfel des Mont Blanc, wo die Schatten der Berge klar und klarer hervortraten. Im Verlaufe von fünf bis zehn Minuten konnte ich beobachten, wie der Vereinigungspunkt des Strahlenbündels schräge aufwärts wanderte, bis ich plötzlich ein blaues Licht auf der südlichen Luviallinie des Mont Blanc gegen den Himmel aufleuchten sah, das in weniger als ein zwanzigstel Sekunde blendend weiß wurde wie ein elektrisches Vogenlicht. Länger konnte ich den Sonnenaufgang nicht beobachten, da ich kein dunkles Glas zur Hand hatte.“ —

Humoristisches.

- Tagierung. Frau: „Der neue Kunde hat den Anzug sofort baar bezahlt!“
- Schneider (geringschätzend): „So? ... ich dachte Wunder, was das für 'n feiner Kerl gewesen war!“ —
- Die Renommier-Straße. Fremder: „Eine recht nette Straße — das muß man sagen — die schönste im ganzen Ort!“
- Einheimischer: „Ja, das ist auch uns're Anichts-Kartenstraße!“ —
- Beim Bursten. Mäherl: „Du Vater, i weiß schon, warum die Bürst' a Haut hab'n.“
- Selcher: „Na, warum denn?“
- Mäherl: „Damit die Leut' net glei vor'm Kaufen seh'n, was da — eing'stopft is!“ —

Notizen.

- In Berliner Schauspielhaus geht am 7. Oktober ein neues Lustspiel von Lubliner „Splinter und Balken“ zum erstenmale in Scene. —
- In Berliner Opernhaus wird im Oktober als erste Novität, — wenn nichts dazwischen kommt — „Die Grille“ von Johannes Döbber zur Aufführung gelangen. —
- In Berliner Theater eröffnet die französische Schauspielerin Réjane ihr sechs Abende umfassendes Gastspiel mit der Gesellschaft des Vaudeville-Theaters am 5. Oktober. Als erste Vorstellung werden „Ma cousine“, die dreiaktige Komödie von Meilhac, und der Einakter „1807“ gegeben. —
- Für die französische Kunst-Ausstellung in Mademiegebaude sind die Werke aus Paris hier eingetroffen. Die Zahl der Bilder beträgt 180—190. Es sind Arbeiten sowohl aus dem Salon der Champs Elysées, wie aus dem des Champs de Mars. Zwei Drittel etwa gehören der älteren, ein Drittel der neueren Richtung an. —
- Der Pferdemaler Ludwig von Nagel, der als Zeichner in den „Liegenden Blättern“ bekannt geworden ist, ist im Alter von 63 Jahren in Kraling bei München gestorben. —
- Edward Brandes, gegen den bekanntlich als Verfasser des Romans „Junges Blut“ vom früheren Justizminister Rump in Koblenz ein Strafverfahren eingeleitet worden war, wurde zu 200 M. Geldstrafe verurteilt. —
- Sven Hedin ist am 1. September in Kaschggar angekommen. —
- Für den Bau der Universität California sind die Pläne des französischen Architekten Bernard angenommen worden, deren Baukosten sich auf 7—8 Millionen Dollar belaufen. Die ganze Summe wird von einer Dame gegeben. —
- Von den fünf Schiffen der englisch-sibirischen Handelsexpedition, die im Sommer von England abgegangen ist, ging nach der „Voss. Ztg.“ ein Dampfer im Padeise verloren; die Mannschaft wurde gerettet. Der Seeweg nach Sibirien bis zum Jenissei, der viele Jahre benutzt werden konnte, war diesmal mit Padeis versperrt. —
- Die ersten „Wolkenkräyer“ sind in New York vor gerade zehn Jahren entstanden. Die ersten dieser Gebäude waren 18 bis 20 Stockwerk hoch, dann kamen einige mit 23 Stock, dann eins mit 26 und jetzt ist sogar eins, das „Syndicate Building“ fertiggestellt, das nicht weniger als zweihundertdreißig Stockwerk hoch ist. —